

Hellmuth Opitz

Frau in rotem Sessel

Fast hätte Habich die Hofeinfahrt übersehen, die sich plötzlich zwischen zwei massiven Eichen auftat. Aber sein Sprinter nahm ihm das unvermittelte Bremsmanöver nicht übel, mit einem leichten Ruckeln quittierte er das holprige Pflaster der Zufahrt. Ein paar Eicheln kollerten auf das Wagendach, als Habich langsam auf das Fachwerkgemäuer des Hofes zusteuerte. Die Gebäude lagen geschützt an einem kleinen Waldstück, das bis zur birkenesäumten Steinhäger Straße reichte, von der er eben abgebogen war. Die Straße schlängelte sich zwischen Werther und Harsewinkel dahin, zwei Kleinstädte mitten in der ostwestfälischen Hefe. Für Habich war es kein weiter Weg gewesen, gerade mal etwas über zwanzig Kilometer von Bielefeld aus. Bei näherem Hinsehen erwies sich der Hof als bessere Bauernkate. Klassische Nebenerwerbslandwirtschaft, nicht überlebensfähig und daher vor langer Zeit aufgegeben. Diese Vermutung bestätigte ein baufälliger Schuppen, der sich links an das Hauptgebäude schmiegte, und in dem ein paar alte Futtererntemaschinen vor sich hin dösten. Sechzehn Jahre nach ihrem Mann war Bäuerin Holste gestorben, ihr Sohn löste jetzt den Haushalt auf und dafür war Habich der richtige Mann.

Er parkte den Sprinter vor dem Schuppen. Als er die Tür öffnete, schlug ihm drückende Luft entgegen. Die letzte Woche war einfach zu warm gewesen für Anfang Oktober, leuchtend blaue Tage, über zwanzig Grad. Heute war es eher diesig, der Himmel bleich, als sei ihm schlecht geworden, weil er in den letzten Tagen zu viel von der Zuckerwatte der Cirruswolken genascht hatte. Habich schloss die Tür, und während er zum Heck des Wagens ging, fuhr er mit dem Finger über die Flanken seines Sprinters, auf denen die Klebefolie mit dem neuen Werbeaufdruck prangte. Prominent in der Mitte stand der Name HABICH, direkt daneben die Silhouette des Raubvogels,

dessen Name fast identisch mit seinem war. Darunter steckten vier Begriffe das Feld seiner Kompetenzen ab: *Haushaltsauflösungen – Entrümpelungen – Umzüge – An- und Verkauf*. Das mit dem Habicht war seine Idee gewesen und nicht ohne Stolz musterte er seinen Wagen mit dem neuen Design. Olsen, sein Freund und manchmal auch Helfer, hatte letzten Freitag in der Kneipe noch gelästert, mit dem Habicht sähe sein Sprinter aus „wie irgend so ein Security-Unternehmen – ‚Argus‘ oder so“. Außerdem sei er, Habich, ja wohl eher ein Aasgeier als so ein eleganter Raubvogel wie der Habicht, der seine Beute – Fasane oder Tauben – sogar im Flug schlagen konnte. Er hatte sich entschlossen, aus diesem Geröll scherzhafter Schmähungen den Diamanten eines versteckten Kompliments zu schürfen, nämlich dass er ein scharfes Auge für Kostbarkeiten besaß, verbunden mit dem untrüglichen Gespür für Orte, an denen es Lohnendes zu holen gab. Für die meisten Menschen waren Haushaltsauflösungen etwas Trauriges, der triste Beweis, wie schnell sich ein gelebtes Leben materiell verflüchtigen konnte. Habich hingegen witterte angesichts von Gegenständen, die ihren Besitzer verloren hatten, eine Fülle von Chancen, er fühlte sich wie ein Connaissanceur der Hinterlassenschaften, der sich stets mit beherztem Griff die Filetstücke sicherte. Zwei Mal schon hatte er dabei wirkliche Entdeckungen gemacht. In Gadderbaum war er in der Wohnung eines verstorbenen Diakons auf eine Original-Radierung von Barlach gestoßen. Der Diakon stammte aus Güstrow und die Radierung war anscheinend ein persönliches Geschenk des Künstlers gewesen. Die Erben hatten keine Ahnung gehabt, welcher Schatz da zwischen Blättern und Briefen schlummerte. Für 12.000 Euro hatte er das unscheinbare Werk verkaufen können. Ein anderes Mal hatte er in der Hinterlassenschaft einer Kinderbuchsammlerin fünf gut erhaltene Orbis-Pictus-Ausgaben aus den Jahren 1894-1898 entdeckt. Die Staatsbibliothek Berlin hatte ihm ein hübsches Sümmchen dafür gezahlt. Möbel, Bücher und Kunst, das waren die Gebiete, auf denen Habich sich bestens auskannte.

Beim Anblick dieses heruntergekommenen Hofes war er allerdings eher skeptisch, heute einen großartigen Fund zu machen. Im angrenzenden Garten rostete ein Fußballtor zwischen Obstbäumen, eine Palette lehnte am Zaun, auf einer anderen lag ein Stapel bemooster Backsteine. Direkt davor zwei alte Traktorreifen, aus deren Mitte Brennesseln wucherten. Weiter hinten stand ein etwa sechzehnjähriger schlaksiger Junge mit rotblondem, trotzigen Haarschopf. Er warf verdorrte Äste auf ein munter flackerndes mittelgroßes Laubfeuer und schaute misstrauisch herüber, als bekomme er sonst nur selten Menschen zu Gesicht. Habich fand es etwas leichtsinnig, ein so ansehnliches Feuer wie dieses der Obhut eines pubertierenden Landeis zu überlassen. Noch ehe er die Haustür erreicht hatte, wurde sie von innen geöffnet. Ein großer Mann in Jeans und kariertem Hemd trat heraus. Er mochte um die 50 Jahre alt sein. Etwas Schweres, Grobknochiges lag in seiner Gestik und stand im Gegensatz zu seinen vollen, zurückgekämmten Haaren und dem jugendhaften Gesicht mit der rosigen Farbe. Für solche Menschen war einst das schöne deutsche Wort „vierschrötig“ erfunden worden, dachte Habich. Der Mann begrüßte ihn: „Wilfried Holste. Wir haben miteinander gesprochen.“

„Ja“, erwiderte Habich, „schönen Dank noch einmal für den Anruf. Wie sind Sie eigentlich auf mich gekommen?“

„Empfehlung eines Schützenkameraden aus Harsewinkel.“
Flüsterpropaganda ging doch manchmal die seltsamsten Wege.

„Haben Sie gut hergefunden?“

„Mit dem Navi kein Problem.“

Habich ärgerte sich über sich selbst. Navi. Albern, dieses dämliche Kosewort für eine satellitengestützte Orientierungshilfe. Holste zeigte keinerlei Irritation.

„Dann mal rein in die gute Stube.“

Die gute Stube entpuppte sich als erstaunlich große Diele, die mit Möbeln und Haushaltsgegenständen voll gestellt war. Zwei struppig aussehende Männer schlepten gerade noch eine

Kommode herbei. „Das sind Pjotr und Mateusz“, sagte Holste, „die helfen Ihnen nachher beim Beladen.“ Der Schmalere von beiden trug eine Baseballmütze und grüßte durch ein Nicken, der Größere schenkte ihm keine Beachtung. Er hatte seinen beachtlichen Bauch in eine blaue Handwerker-Latzhose gezwängt und seine Unterarme bestachen durch laienhaft ausgeführte Tätowierungen.

Ächzend setzten sie die Kommode ab. Habich fand, es war an der Zeit, kurz noch einmal die Konditionen abzustecken: „Also, Herr Holste, wie abgemacht: Ich suche mir hier ein paar schöne Stücke aus, sofern ich fündig werde. Sie machen mir einen fairen Preis, ich zahle gleich in bar. Und den ganzen Rest holen meine Mitarbeiter und ich dann übermorgen ab.“ Geschickt hatte er einfließen lassen, dass er Bargeld dabei hatte. Holste nickte und an seinen sich plötzlich verengenden Augen merkte Habich, dass die Botschaft angekommen war.

Ein flüchtiger Blick genügte ihm, um festzustellen, dass es einige lohnenswerte Stücke in der Hinterlassenschaft von Bäuerin Holste gab. Am auffälligsten war ein Jugendstil-Kleiderschrank mit Intarsien. Eine Sammlerin, die er kannte, würde entzückt sein. Da waren locker 1.800 Euro drin. Auch die Kommode, die das osteuropäische Fachpersonal eben hereingetragen hatte, war nicht zu verachten. Kirschholz, wenn man dem ersten Blick trauen konnte. Neben dem Kleiderschrank fiel ihm noch ein großes Sideboard auf, das ursprünglich mal ein Schrank-Aufsatz gewesen sein mochte, aber auch ebenerdig als Geschirrvitrine einen noblen Eindruck machte. Englische Herkunft, schätzte Habich. Die Bücher waren schnell durchgesehen: Pearl S. Buck, Peter Bamm, Hans Carossa, das übliche Buchclub-Portfolio der fünfziger Jahre. Hinzu kamen noch ein paar Bände mit Krimis: Henry Slesar, Celia Fremlin, Roald Dahl; die Bäuerin schien im Alter einen Hang zu kleinen fiesen Geschichten entwickelt zu haben. Aber in dieser schmalbrüstigen Bibliothek fand Habich nichts von Wert: Keine alte Familienbibel und auch nicht die Hitler-Schwarte „Mein Kampf“, die sich oft bei Haushalts-

auflösungen in versteckten Winkeln fand und die er bei manchen Antiquariaten für mehr als 100 Euro losschlagen konnte, vor allem frühe Auflagen. Etwa zehn Minuten später hatte er „die Dinge gescannt“, wie er es Freunden gegenüber oft ausdrückte. Hinzu kamen ein reich verzierter Spiegel, ebenfalls Jugendstil, eine wuchtige Bauerntruhe und ein sehr schöner alter Küchenschrank mit integrierter Kaffeemühle und Porzellanschubfächern für Zucker, Salz und Mehl; „ein Stück von der Leipziger Messe 1935“, wie Holste wichtigtuertisch anmerkte. Habich kannte solche Einwürfe zur Genüge. Sie dienten dazu, den Preis hochzutreiben. „Ich wäre dann so weit, Herr Holste“, Habich straffte die Schultern, „jetzt mal unter uns Pastorentöchtern: Was würden diese sechs Stücke denn kosten?“ Holste sprang auf den leutseligen Ton nicht an, er neigte etwas den Kopf und sah lauernd herüber: „Nennen Sie mir einen Preis und ich sage dann, ob es passt.“ Habich musste unmerklich seufzen. Wie sehr diese Rituale ermüdeten. Kaum wurde über den Preis geredet, legten auch noch die größten Idioten einen Hauch Bauernschläue auf wie ein Make up. Aber unter der hauchdünnen Firnis des harten Verhandlers schimmerte zu meist die blanke Ahnungslosigkeit durch. „Na gut“, er unterdrückte die aufkommende Ungeduld, „für die sechs Stücke würde ich ihnen ein Superangebot von zusammen zwoacht machen, dazu den Restplunder, den wir – ich betone das gern noch mal – selbst abholen, dafür gebe ich Ihnen noch mal 500, macht zusammen dreidrei, na geben wir noch hundert drauf, also 3.400 Euro für alles.“ Es herrschte einen Moment lang Stille. Holste ließ das Angebot an sich abtropfen, schaute ruhig hoch und sagte dann: „Das sehe ich noch nicht so.“ Habich fühlte Wut in sich hochsteigen und sein nächster Satz kam hitziger heraus, als er beabsichtigt hatte: „Hören Sie, ich kann auch alles hier lassen. Ich garantiere Ihnen: Sie werden keinen Profi finden, der Ihnen mehr bietet. Und dann müssen Sie eine private Haushaltsauflösung machen, die Türken und Po...“ Habichs Blick fiel gerade noch rechtzeitig auf Pjotr und Mateusz,

die Zigarette rauchend an der Tür standen „... Russen akzeptieren keine Preise über zwanzig Euro, das kann ich Ihnen versprechen.“ Sein mühsam zurückgehaltener Zorn schien Eindruck auf Holste zu machen. „Ich denke mal, wir können uns einigen. Sagen wir 4.000 für alles?“ Habich ließ ihn noch einen Moment zappeln: „3.500 und die Sache ist geritzt.“ „3.600?“ „Gut, weil Sie's sind.“ Habich gab sich misstrauisch wie jemand, der schmerzhaft an seine äußerste Grenze getrieben worden war. Im Inneren rechnete er schon weiter. Ein paar Dinge noch etwas aufarbeiten und er würde mühelos das Doppelte dafür kriegen. Holstes klobiges Handy klingelte, ein altes Siemens-Modell. Während er für einen Moment um die Ecke verschwand, gingen auch die beiden Polen nach draußen, wahrscheinlich, um noch eine zu rauchen. Habich ließ seine Blicke noch etwas schweifen. Der Jugendstil-Kleiderschrank war ein wirklich schönes Stück. Intarsien, die ein Traubenmuster variierten. Die zwei kleinen Kratzer an der rechten Seite ließen sich problemlos aufarbeiten. Seine Blicke wanderten weiter zum Sideboard und blieben mit einem Mal an zwei Bildern in verschnörkelten Rahmen hängen, die ihm vorher nicht aufgefallen waren, weil sie mit der Vorderseite am Sideboard lehnten. Auf der Rückseite des vorderen Bildes stand das Signet PAB 1937 und die mit dickem Bleistift geschriebenen Worte „Herbstwald bei Coswig“. Habich bemerkte ein leichtes Kribbeln im Nacken: Er kippte das Bild nach hinten. Ein Ölgemälde. Es zeigte ein Paar beim Spaziergang. Leuchtend rote und gelbe Farbtöne bestimmten das Motiv, nur am Himmel schienen dunkle Wolken aufzuziehen. Das Kribbeln im Nacken verstärkte sich. Kein Zweifel, die Motivwahl, der pastöse Farbauftrag, all das passte. Rechts unten wieder das klassische Signet PAB. Peter August Böckstiegel. Keine 20 Kilometer von hier in Arrode bei Werther geboren. Vor fast 120 Jahren. Der Maler, der nach Dresden ging und Kunst studierte, der mit expressiver Kraft und Ursprünglichkeit malte, vor allem Motive des Landlebens und der Natur. Konnte das ein Originalgemälde von

Böckstiegel sein? Es war ungefähr ein Meter mal einzwanzig groß, der Titel „Herbstwald bei Coswig“ bezeichnete eine bestimmte Landschaft. Auch das konnte passen. Böckstiegel verbrachte die Sommermonate immer in seiner ostwestfälischen Heimat, den Herbst und Winter aber in Dresden. Und Coswig liegt bei Dresden. Dieses Bild tauchte garantiert in keinem Werkverzeichnis auf. Habich kannte das Werk Böckstiegels gut. Sein Freund Jörg Olsen war Mitglied im Peter-August-Böckstiegel-Freundeskreis und sie hatten sich oft über die Renaissance unterhalten, die Böckstiegel in den letzten fünfzehn Jahren erlebte. Vor zwei Jahren erst war eine Ausstellung in der Bielefelder Kunsthalle ein Riesenerfolg gewesen. Und nun stand er hier in einer Bauernkate und hielt ein bislang unbekanntes Werk dieses Malers in Händen. Es war eine kleine Sensation. Aber was heißt klein? Einen guten Quadratmeter groß. Besonders faszinierte ihn die Jahreszahl 1937. Sie bezeichnete nicht nur das vermutliche Jahr der Entstehung, sondern auch das Jahr, in dem die Nazis ihre Ausstellung „Entartete Kunst“ inszenierten. Auch wenn Böckstiegel kein Malverbot hatte, wurde er in Dresden, und nicht nur dort, künstlerisch angefeindet. Über 90 seiner Werke hatten die Nazis aus den Museen Deutschlands entfernt. Bisher war man davon ausgegangen, dass die erschwerten Arbeitsbedingungen bei Böckstiegel eine künstlerische Krise ausgelöst hatten. Seine Blumenstilleben und die Radierungen aus jener Zeit waren seltsam statisch und leblos. Und ausgerechnet aus jenen Jahren jetzt dieses Bild mit seiner Farbkraft und Lebendigkeit! Habich fühlte wieder dieses Kribbeln, aber diesmal auch in den Fingern. „Als wenn mir schwindelig wäre“, dachte er. Das zweite Bild war noch ein wenig größer. Auf der Rückseite wieder das markante Signet PAB, diesmal mit der Jahreszahl 1938. Darunter der Titel: „Frau in rotem Sessel“. Habich kippte auch dieses Bild nach vorn. Er merkte, wie ihm Schweiß auf die Stirn trat. Dieses Bild war atemberaubend. In einem schlichten Raum, womöglich einem Atelier, stand ein roter Sessel, darin saß eine blonde Frau, die den Be-

trachter stolz, ja geradezu herausfordernd anschaute. Die obersten Knöpfe ihrer hellen Bluse waren geöffnet, ein Dreieck gebräunter Haut schimmerte hervor. Obwohl kein Akt, strahlte das Bild eine Sinnlichkeit aus, die mit Bockstiegels bäuerlicher Deftigkeit der zwanziger Jahre nicht zu vergleichen war. Die Frau war souverän, großstädtisch, ja beinahe mondän. Völlig ungewöhnlich, dass Bockstiegel so eine Frau als Modell genommen hatte. Aber es war eindeutig sein Malstil, das pastöse Rot des Sessels, die üppige Farbigkeit des Blumenstraußes, der in einer Vase auf der Kommode stand. Und dennoch: Ein absolut singuläres Werk im Schaffen Bockstiegels. Es würde Furore machen in der Kunstwelt. Er, Habich, würde Furore machen. Gehörten diese beiden Gemälde etwa zu den zahlreichen Werken, die nach der Zerstörung von Bockstiegels Atelier in der großen Dresdner Bombennacht 1945 als für immer verloren galten? Was waren diese Bilder wohl wert? Habich konnte jetzt nicht an Zahlen denken, er hatte die offenen Münder im Bockstiegel-Freundeskreis vor Augen. Die Rezeptionsgeschichte Bockstiegels musste jetzt wohl umgeschrieben werden. Sachte strich er mit den Fingerkuppen über das Gemälde, das dick aufgetragene Karminrot des Sessels.

„Noch was gefunden?“, sprach Holste ihn breit grinsend an. Er hatte ihn in den letzten paar Sekunden unbemerkt beobachtet. Jetzt bloß keinen Fehler machen, dachte Habich. Fieberhaft überlegte er: Sollte er auf sein Angebot noch etwas drauf-satteln? Oder hatte er die Chuzpe, die Bilder in der Restmasse zu lassen, um sie übermorgen abzuholen? Nein, das Risiko war ihm zu hoch. Nachher überkam Holste noch eine sentimentale Anwendung und er nahm die Bilder aus dem Ramsch heraus. „Was soll denn diese Bauernmalerei hier kosten?“, fragte Habich betont teilnahmslos und hätte sich im selben Moment auf die Zunge beißen können. Dämlich, die Aufmerksamkeit gleich auf die Bilder zu lenken! „Was heißt hier Bauernmalerei?“, erwiderte Holste sichtlich eingeschnappt, „die Bilder hat meine Mutter auf der Flucht aus Dresden mitgenommen. Und

das unter größten Mühen. Sie haben ihr anscheinend was bedeutet, obwohl ich nicht ganz nachvollziehen kann, was.“ „Das sind platte Bauernschinken, mehr nicht“, unterbrach ihn Habich ruppiger als er wollte, „schauen Sie sich mal die grobe Linieneinführung und die draufgespachtelte Farbe an.“ „Und trotzdem haben die Bilder das Signet von einem Maler, es müssen ja wohl irgendwelche Originale sein“, beharrte Holste und wieder verengten sich seine Augen: „Wenn es für Sie Bauernmalerei ist, warum wollen Sie die Bilder dann haben?“ Für Habich stand es jetzt fest: Der Mann hatte keine Ahnung, was er da besaß. Er neigte sich scheinbar vertraulich herüber: „Ehrlich gesagt, Herr Holste, mir geht es nicht um diese naiven Bilder. Die Rahmen interessieren mich mehr. Gutes Holz, filigrane Ornamente, ich schätze, zwanziger Jahre. Ich biete Ihnen 300 dafür.“ „600“, konterte Holste. Dummheit und Unverschämtheit gingen mal wieder Hand in Hand. „400 sind mein letztes Gebot.“ Aber Holste hörte die fehlende Entschlossenheit genau heraus: „Einigen wir uns auf 500?“ Er streckte die Hand aus. Habich schlug ein: „Abgemacht, weil Sie es sind. Dann bekommen Sie jetzt insgesamt 4.100 Euro von mir. Unterschreiben Sie mir eine Quittung?“ Er holte das Bündel Bargeld aus der Jackentasche. Das verfehlte seine Wirkung nie. Holste starrte auf das Geld, aber besann sich dann. Seine Laune stieg schlagartig: „Na dann nehmen’s den ganzen Schamott mal mit. Pjotr! Mateusz! Anpacken!!“ Die Polen erschienen und machten sich an die Arbeit. Währenddessen schrieb Habich die Quittung aus. Als Holste den Erhalt quittierte und das Bündel Geldscheine nachgezählt hatte, nickte er Habich augenzwinkernd zu: „Jetzt, wo wir klar sind, kann ich es ja sagen: Ich hatte mit einem Tausender weniger gerechnet. Aber gut verhandelt – gutes Geld.“ Er setzte wieder seine bauernschlaue Miene auf. Wenn Du wüsstest, dachte Habich. Während sie aus der Tür traten, plauderten sie noch ein wenig über geschicktes Verhandeln auf dem Lande, wobei Habich nicht mit Komplimenten sparte. Pjotr und Mateusz hatten das Sideboard

im Sprinter verstaut und gingen wieder ins Haus. Holste fing gerade mit dem ungewöhnlich warmen Oktober an, als sie wieder herauskamen. Jeder trug einen Rahmen. Doch diese Rahmen – Habich schoss das Blut zu Herzen – waren leer. Noch während er das dachte, sagte, ja, brüllte er es fast heraus. „Die Rahmen sind leer!“ Holste schaute ihn erstaunt an: „Ihnen kam es doch auf die Rahmen an. Sie wollten die Bilder gar nicht haben. Bauernschinken, haben Sie gesagt und ehrlich: Ich finde, Sie haben Recht.“ Habich wurden die Knie weich: „Und wo sind die Bilder jetzt?“ Diese herausgeschrieene Frage hatten auch die Polen verstanden. Der dicke Pjotr wies mit dem Daumen über seine Schulter nach hinten. Zum Garten. Und Habichs Blick folgte ihm. An den Traktorreifen vorbei. Den Obstbäumen. Hin zu dem schlaksigen Jungen, der ein paar Schritte vor dem hochlodernnden Feuer zurückwich. Sein Blick war wie eine Kamera, die sich in rasendem Zoom auf das mürrische Gesicht des Jungen fokussierte, seinen trotzigen Stumpfsinn, der jetzt durch einen Anflug von Grinsen aufgehellte wurde. Und für einen Moment schien es Habich, als loderten die Flammen in einem besonders pastösen Rot.